Ueber Höflichkeit

Von Otto Gildemeister.

II.

Daß die ersten Formen der Höflichkeit ursprünglich Friedenssignale waren, also bedeuteten, was sie ankündigten, und daß sie erst allmälig zu bloßen Höflichkeiten abschliffen, wird Niemanden befremden, der mit der Naturgeschichte der symbolischen Gebräuche vertraut ist. Der Brauch überlebt nicht nur das Bedürfniß, dem er das Dasein verdankt, sondern sogar die Erinnerung an diesen Ursprung. Man übt ihn, weil er herkömmlich ist, aber man vergißt, weshalb er herkömmlich wurde. Erst die gelehrte Forschung hat uns wieder gelehrt, daß die lärmenden Scherze, welche noch heute in Europa bei den Hochzeiten vielfach vorkommen, nur Nachklänge der Handgemenge sind, die in alten Zeiten den Mädchenraub begleiteten. Was bitterer Ernst gewesen war, wurde ein Spiel der Erinnerung; allmälig schwand auch die Erinnerung, und nur das Spiel, das äußerliche Zeichen, ist geblieben. Analog wird der Vorgang bei Festsetzung der Höflichkeitsregeln gewesen sein, wenn schon ich mich nicht anheischig machen möchte, in jedem Falle den Faden des Zusammenhanges auszuklauben. Wie z. B. jener Negerbrauch, den Gastfreund anzuspucken, auf einen ursprünglichen Sinn zurückzuführen sei, wüßte ich nicht zu sagen.

Dagegen scheinen viele weitverbreitete Höflichkeitsgeberden unzweifelhaft Abkömmlinge des Friedenssignals, welches ja naturgemäß entweder in einer Selbstentwaffnung oder in einer den Waffengebrauch ausschließenden Körperhaltung bestehen mußte. Man senkte die Waffe oder legte sie ab; man erhob die leeren Hände oder streckte sie dem Anderen offen entgegen; man kreuzte die Arme auf der Brust; man kniete nieder oder man berührte den Boden mit der Stirn. Wie naturgemäß diese Bewegungen sind, davon habe ich kürzlich ein modernstes Beispiel gelesen. In Australien hat vor etwa zehn Jahren eine Räuberbande, geführt von den beiden Brüdern Kelly, ein förmliches Schreckensregiment geübt, Städte und Dörfer gebrandschatzt, Waarentransporte und Banken geplündert, mit Mord und Brand gewüthet. Endlich gelang es der Polizei und dem aufgebotenen Landsturm, die Räuber zu umzingeln und in ein Blockhaus zu treiben. Aber erst nach einem vierundzwanzigstündigen Feuergefechte gaben die Belagerten den Widerstand auf. Es waren lauter moderne Rowdies, mit Hinterladern und Revolvern bewaffnet, wahrscheinlich frei von allen gelehrten Reminiscenzen. Was thaten sie, um ihre Unterwerfung anzukündigen? Sie machten es genau wie vor Jahrtausenden besiegte Tartaren und Beduinen es auch gemacht haben werden. „Die Leute," sagt der Polizeibericht, „traten aus dem brennenden Hause, legten sich platt auf den Erdboden und streckten die Hände in die Luft. Da wir sahen, daß sie keine Waffen hielten, stellten wir das Feuern ein, u. s. w." Der australische Polizeiinspektor bedurfte keiner paläontologischen Studien, um die urweltliche Geberdensprache zu verstehen.

Verfolgen wir das Friedenssignal, das Zeichen der Unterwerfung, eine Strecke auf dem Wege seiner Geschichte, so gelangen wir, meine ich, zunächst an einen Punkt, wo es zum Symbol der Ehrerbietung wird. Frieden bietet man vor Allem dem Stärkeren; Unterwerfung gilt dem Sieger; der Häuptling fordert, daß man ihm ohne Waffen nahe, daß, wo er erscheine, Gewaltthat ferne bleibe. Die Entwaffnung, die unkriegerische Körperhaltung, anfänglich in vollem Ernste gefordert, dauerte hernach, als geordnetere Zustände eintraten, gewohnheitsmäßig beim Herannahen des Mächtigen fort, jetzt nur noch als eine Ehrenbezeugung, nicht mehr als nothwendiges Unterpfand der Sicherheit. Und weil der Brauch seine praktische Wichtigkeit verlor, so wurden die einzelnen Bewegungen abgekürzt zu bloßen Andeutungen und erhielten eine scharf umrissene Form; sie wurden gewissermaßen heraldisch stilisirt, manchmal der ursprünglichen Handlung so unähnlich, wie der Wappenadler dem natürlichen. Man warf sich nur noch einen Augenblick nieder, oder man beugte nur noch den Oberkörper; aus dem Hinknieen wurde die Kniebeugung, der Knix; aus der Entwaffnung ein leichtes Senken oder Fernhalten der Waffe, das wir noch in dem Degengruß des Officiers und in den Henneurs der Schildwache erkennen; aus dem Lüften des Helms ward das Oeffnen des Visirs, welches bei uns im Abnehmen der Kopfbedeckung, beim Militär in dem Handgriffe nach der Stirn fortlebt. In diese Classe gehört vielleicht auch eine wunderliche Ceremonie, die Stanley am oberen Kongo antraf. Der Begrüßende füllt beide Hände mit Sand und reibt damit in umständlicher Weise in bestimmter Reihenfolge Ellenbogen, Hüften u. s. w., bis der Sand alle ist. Jedenfalls ist er während dieser Procedur kampfunfähig.

Eine andere Bewandtniß dürfte es mit der morgenländischen Sitte haben, welche durch Abthun der Schuhe Ehrfurcht bezeugt, im strictesten Gegensatze zum kopfentblößenden Abendlande. Die morgenländische Sitte wird jüngeren Datums sein, wenn auch immer noch uralt: sie deutet auf eine Entstehungszeit, wo der Häuptling schon ein teppichgeschmücktes Zelt, das Götzenbild einen Tempel mit künstlichem Estrich hatte. Freilich that auch auf freiem Felde Moses seine Schuhe ab, als Jehovah ihm im feurigen Dornbusch erschien; die Sitte hatte ihre ursprüngliche Bedeutung schon vergessen.

Dem Osten und dem Westen gemeinsam ist der Gedanke, daß Stehen mehr Ehrfurcht in sich hat, als Sitzen und Liegen. Natürlich scheint es, daß in primitiven Zeiten, als auch in der Wohnung des Reichen der Sessel und Teppiche wenige waren, der Geringere aufstehen mußte, um dem Vornehmeren Gelegenheit zum Sitzen zu bieten, oder auch um ihm den besseren Platz, näher am Herde oder im Schatten, einzuräumen. Leicht knüpft sich daran die Anschauung, daß Sitzen dem Höheren, Stehen dem Niedrigeren zukomme, gleichviel, ob der Stühle mehr oder weniger sind. Die Gastfreiheit, die Tugend patriarchalischer Zeiten, wirkte fördernd mit. Der Fremdling, der ganz nach dem Schema der Höflichkeit, um seiner Fremdlingsschaft, nicht um seiner persönlichen Verdienste willen, ausgezeichnet werden soll, wird an der Thür empfangen; der Wirth erhebt sich und führt ihn beim Mahle, geleitet ihn beim Abschiede u. s. w. Aus der steten Wiederholung solcher Verläufe wurde schließlich jenes Ceremoniell der Ehrenbezeugung, welches noch heute, stark abgeschliffen zwar im großstädtischen, deutlicher im kleinstädtischen und bäuerlichen Verkehr, zu erkennen ist. In altfränkischen Häusern läuft man mitunter noch Gefahr, bei einem gelegentlichen Vormittagsbesuche mit den Hausbewohnern, wenn auch nicht Salz und Brot, doch Wein und Confect theilen zu müssen. Dabei läßt sich wenigstens noch an das Bestreben dem Besucher „etwas zu gute thun", denken, während es doch unerfindlich ist, worin „das Gute" besteht, wenn der Gast genöthigt wird, sich ins Sopha statt in einen bequemen Fauteuil zu setzen, die Hausfrau statt der Dame seiner Wahl zur Tafel zu führen und die Treppe hinab, auf welcher kein Schatten von Gefahr droht, sich vom Hausherrn geleiten zu lassen. Vernunft entdecken wir nicht mehr in diesen Dingen, aber kraft unvordenklicher Gewöhnung empfinden wir sie ohne weitere Reflexion als ehrende Behandlung.

Und nun frage ich: was würden wir wohl beginnen, wenn wir dies Erbtheil nicht besäßen? Erfinden und decretiren lassen sich diese Symbole nicht, so wenig wie sie sich willkürlich abschaffen lassen. Alle Vereine gegen das Hutabnehmen, welches dem Hute und seinem Träger nachtheilig ist, haben Fiasco gemacht, und auch die mächtige Sanitätsschwärmerei unserer Tage hat es nicht vermocht, eine rationellere Begrüßungsform durchzusetzen. Aller logischen Opposition ungeachtet bleiben wir der unbewußt entstandenen Sitte unterthan. Und im Ganzen stehen wir uns gut dabei: in der Sitte ist mehr verborgene Weisheit, als in der Logik der Individuen. Die Sitte hat es gefügt, daß der Ehrenplatz bei der Mahlzeit an der Seite der Hausfrau ist; dort hatte in alter Zeit der Gast die beste Sicherheit, reichlich und gut gespeist zu werden. Heute, wo dieser Grund gewöhnlich wegfällt, scheint es rationeller den Stuhl neben der liebenswürdigsten, oder der geistreichsten, oder der schönsten Dame zum Ehrenplatz zu machen. Aber man bedenke was entstehen würde, wenn vor jedem Diner und jedem Souper das Schiedsgericht des Paris wiederholt werden müßte! Unter den aufgetragenen Früchten würde der Apfel der Iris nicht selten sich vorfinden. Es ist weit leichter, den Rang, als die natürlichen Vorzüge zu messen, und selbst um den Rang hat es Hader und Haß genug gegeben. Es ist gut daß die Sitte wenigstens weiteren Zank abwendet.

Der geneigte Leser findet vielleicht, daß ich mehr von Ehrerbietung, als von Höflichkeit rede, was doch sehr verschiedene Dinge seien. Und der geneigte Leser hat Recht: es sind ganz verschiedene Dinge. Höflichkeit im eigentlichen Sinne ist ja völlig unabhängig von der Erwägung, ob Einer hochgeboren, mächtig reich sei, ob er große Tugenden besitze, glänzende Verdienste sich erworben habe. Sie rechnet nur mit Durchschnittsgrößen. So sehr gehört dies zu ihrem eigensten Wesen, daß sie nur gegen Tieferstehende geübt werden kann, nicht gegen Höhere. Es ist nicht Höflichkeit, wenn der Unterthan vor dem Kaiser Front macht, wenn der Subalternbeamte vor dem Minister sich verneigt. Aber es ist Höflichkeit, wenn der Kaiser den Gruß erwidert, der Minister seinerseits den Hut zieht. Und man wird finden, daß diese Erwiderung meistens sich nicht viel von der Art, wie Gleiche in zwangloser Begegnung einander grüßen, unterscheidet. Um so höflicher ist die Erwiderung des Höhern, je weniger Herablassung durchschimmert. Denn Gleichheit ist das Lebenselement der Höflichkeit, wie Ungleichheit das der Ehrerbietung. Wenn Einer höflich ist, wo er ehrerbietig sein sollte, wirkt er alsbald komisch, wie der bekannte „Einjährige" Prinz Friedrich Karl auf der Straße interpellirte.

— Kennen Sie mich nicht?

„Habe nicht die Ehre."

— Ich bin Prinz Friedrich Karl.

„Sehr angenehm, mein Name ist Cohn."

Die Geschichte ist lehrreich, weil sie einmal die Höflichkeit in ihrem Rechte zeigt (so lange Cohn den Prinzen nicht kennt, benimmt er sich ganz correct), und dann mit einem Schlage sie ins Unrecht, d. h. in eine Situation, wo sie unpassend wird, versetzt.

Eine feinere Nuance bietet die Geschichte, wie Lord Stair vor dem König, wohlgemerkt König Ludwig dem vierzehnten, in den Wagen stieg. Bekanntlich gehörte der Vorzug in der Karosse des großen Monarchen zu fahren, zu den überschwenglichsten Segnungen, die Höflings Erdenwallen beglücken konnten. Wenn der Herzog von Saint-Simon (der doch zu den unabhängigen Geistern des Hofs gehörte) von Jemanden zu berichten hat: „le Roi le faisait entrer dans son carrosse", so nimmt er einen Ton an, als ob er sagen wollte, der Himmel öffnete sich! Eines Tages also, als die Wagen vor der großen Terrasse hielten, um den Hof nach Marly zu bringen, und alles athemlos harrte, welcher Glückliche erkoren werden möchte, winkte der König dem neuen Botschafter Englands, mit ihm einzusteigen. Der Botschafter machte seine Reverenz und wollte, wie sich von selbst versteht, warten, bis der König Platz genommen habe. Aber der König blieb am Schlage stehen und sagte: „Steigen Sie ein, Mylord." Und siehe da, ohne einen Augenblick zu zaudern, zum Entsetzen der Hofgesellschaft, stieg der Botschafter ein, und der große Monarch folgte als Zweiter. König Ludwig selbst erklärte hernach seiner entrüsteten Umgebung das Feine der Sache. Dem englischen Botschafter war der Ruf vorangegangen, daß er der vollkommenste Hofmann sei und in den schwierigsten Situationen unfehlbar das thue, was sich zieme. „Ich habe ihn auf die Probe stellen wollen," sagte der König, „und er hat sie bestanden." Die französischen Cavaliere mußten zugeben, daß der Lord, wenn er höflich den Vortritt beanstandet hätte, den König wie einen Gleichen behandelt haben würde, und daß er gerade durch Beiseitelassen der Höflichkeit die Ehrerbietung bewies.

Hier muß ich nun eine Einschaltung machen, um mich vor einem Mißverständnisse zu schützen. Wenn ich sage, man könne gegen Höherstehende nur ehrerbietig, nicht höflich sein, so spreche ich nur von den Fällen, wo das Rangverhältniß als solches zur Geltung kommt, vom dienstlichen und ceremoniellen Verkehr, nicht von dem Zusammentreffen auf neutralem Gebiet. Im Salon, an der Tafel, im Club, im Eisenbahnwagen, am Curorte, auf Rigikulm und am Golf von Neapel kennt der Codex der Sitte nur Ladies und Gentlemen, die berechtigt und verpflichtet sind, einander höflich zu behandeln, resp. höflich zu ignoriren, und wennschon unterwürfige Gewohnheit und Befangenheit ihre Devotion auch in die freie Region oft mitschleppen mag und selbst auf dem Montblanc ihre Bücklinge nicht vergessen kann, so sind dies doch nur Ungebührlichkeiten, die man der menschlichen Schwäche zu Gute halten, aber nicht nachahmen soll. Das allgemeine Urtheil verwirft sie; ihm ist es guter Ton, im Verkehr mit Höheren sich einfach und zwangslos zu bewegen; den Kleinstädter, der seinen submissen Frack nie ablegt, belächelt man wie den König im Märchen, der mit Krone und Scepter spazieren geht.

Wenn nun aber Ehrerbietung und Höflichkeit so verschiedene Dinge sind, daß sogar eins das andere ausschließt, wie geht es dann zu, daß ihre Zeichen und Ausdrücke einander so ähnlich, ja zum Theil identisch sind? Hutabziehen, Aufstehen, Entgegenkommen und Begleiten, Verbäugung, Einräumung des Vortritts, alle diese im Verkehr Gleicher geübten Bräuche sind, wie wir wenigstens vermutheten, zuerst Zeichen der Ehrerbietung gewesen, und dasselbe gilt von unseren gewöhnlichen Höflichkeitsphrasen: „ergebenster Diener", „mit ausgezeichnetster Hochachtung", „erzeigen Sie mir die Ehre" u. s. w. Es gilt ja namentlich und nachweisbar von der allgemein gewordenen Anrede „Herr" und „Frau." Wenn der Bewohner einer anderen Welt uns sprechen hörte, könnte er glauben, daß wir alle gegen einander von Devotion überflössen, während wir selbst nichts davon merken und die Phrasen der Ehrfurcht nur gebrauchen, um nicht ungezogen zu erscheinen.

Hier liegt die Erklärung nicht in prähistorischen, hypothetischen Vorgängen, sondern im hellen Licht der Geschichte. Zum Theil vor unseren Augen vollzieht sich die Umwandlung des ehrerbietigen in das höfliche Zeichen, und wir wissen genau, wie es dabei zugeht. Da man nicht immer genau weiß, wie viel Ehre der Andre, der ja oft ein Unbekannter ist, mit Recht oder auch mit Unrecht erwartet, so gibt man ihm im Zweifelfalle, zumal wenn man von höflicher oder schüchterner Gemüthsart ist, lieber zu viel als zu wenig. Das Plus wird allmälig gewohnheitsmäßig (kostet es doch nichts), und nun ist schon unhöflich, weniger als zuviel zu geben. Natürlich hört die Auszeichnung auf, Auszeichnung zu sein, wenn sie jedem ersten Besten zu Theil wird; von Stund' an ist sie nur mehr einfache Höflichkeit. Wie Papiergeld, wenn es zu häufig vorkömmt, im Course sinkt, so geht es mit Titulaturen, Ceremonien und Phrasen. Wenn irgend ein sociales Gesetz nachweisbar ist, so ist es dieses, daß die Höflichkeit nach und die Zeichen der Ehrerbietung für sich usurpirt, sie in immer weiteren Kreisen umlaufen läßt und dadurch entwerthet, daß dann die Ehrerbietung nothgedrungen für ihren aparten Gebrauch neue schönere Zeichen ausgiebt, und daß über ein Kleines die Höflichkeit auch dieser neuen Auflage sich bemächtigt und ihre alten abgegriffenen Noten außer Cours setzt.

Kein Volk hat auf diesem Felde eine so unerschöpfliche Erfindungsgabe gezeigt, wie die Deutschen in den letzten drei oder vier Jahrhunderten, auch die Chinesen nicht, die sich conservativ mit den tausendjährigen Regeln behelfen. Kein größerer Contrast als der zwischen den Schnörkeln und dem Schwulste unserer Umgangsformen und dem der beiden Völker des Alterthums, auf deren Cultur doch unsere so vorwiegend beruht. Sinn für feine Lebensart gebrach sicherlich weder Hellenen noch Römern; die Worte „civil" und „Urbanität" weisen ja unmittelbar auf Rom und seine Bürger. Aber der Stil ihrer Lebensart war einfach, knapp und keusch wie ihr Baustil. Sie haben nie einen Menschen anders als Du genannt; Wendungen wie „ich erlaube mir" u. dgl. kommen in ihren Komödien, ihren Dialogen und Briefen nicht vor. Sie verlegten die Höflichkeit in das Benehmen, nicht in eine absonderliche Syntax und Grammatik; sie sprachen mit Perikles und König Alexander, mit Scipio und Julius Cäsar in den nämlichen Satzbildungen wie mit dem letzten Bürger. Jene formale Gleichheit, welche das Ziel der Höflichkeit ist, ward von den Alten erreicht, indem sie den Vornehmen nicht höflicher anredeten als den Niedrigen; die Modernen, umgekehrt, erstreben die Gleichheit, indem sie den Niedrigen so anreden, als ob er vornehm wäre.

Diese moderne Methode, das Hinaufschrauben von unten nach oben, hat, seitdem die Barbaren Nordeuropa's die Weltherrschaft angetreten, allerdings unter dem Einflusse byzantinischer Hoffitte, erst langsam, dann immer schnellere Fortschritte gemacht bis in die neueste Zeit, in Amerika bereits bis zu einem gleichen Niveau für alle Weißen, in Europa demselben Ziele sich stark annähernd. Von „Herr" und „Frau" sprach ich schon. Der Titel Herr, Dominus, Seigneur, Lord, gebührte ursprünglich nur den Häuptern der Dynastengeschlechter, die Keinen über sich hatten; allmälig gewährte man ihn den großen Vasalen und Prälaten im späteren Mittelalter, auf dem Continent schon allen Ritterbürtigen und allen Geistlichen, die ein bedeutenderes Amt bekleideten. Die Doctoren, die Patrizier, die Rathsmitglieder in den Städten, dann überhaupt die liberalen Pressionen und die angesehensten Bürger wurden im Verlaufe der Zeit mit dem adligen Titel beehrt; heute wird er im mündlichen Verkehr den meisten, im schriftlichen Allen zuerkannt. In meinem väterlichen Hause, d. h. vor fünfzig Jahren wurden Schuster, Schneider und Tischler ganz unbefangen „Meister" angeredet; wir nennen ebenso unbefangen unsere Handwerker, selbst die Gesellen „Herr". In meiner Jugend hießen die jungen Damen bürgerlichen Standes Mamsellen; auf den Theaterzetteln stand: „Zerline..... Demoiselle Sonntag", Heute schreibt man der Köchin „Fräulein" vor den Namen und nennt alle Damen „gnädig" die Schauspielerinnen eingeschlossen.

In Frankreich ist es ähnlich ergangen. Von den drei aus dem lateinischen senior entsprungenen Formen des Herrntitels, Seigneur, Sire und Sieur, hat Seigneur am längsten als Auszeichnung des hohen Adels, Sire als Anrede an den König sich behauptet, Sieur die Wanderung nach unten angetreten wie unser „Herr". Nicht das wenigst Ergötzliche in dem wundervollen Memoirenwerke des Herzogs von Saint-Simon ist die tiefe Trauer, mit welcher der Pair von Frankreich die einreißende Vermengung der Titel als Vorbotin des Weltunterganges an zahlreichen Beispielen illustrirt. Schon, sagt er, entblöden die Minister sich nicht, sich Monseigneur anreden zu lassen! wohin kommen wir? alle Grenzmarken göttlicher und menschlicher Ordnung werden weggespült. Daß gleichzeitig der Bürger sich nicht entblödete, sich Monsieur anreden zu lassen, anstatt Maitre, wie es ihm zukam, das ärgerte den Herzog nicht so sehr; ihm lag nur an dem Privilegium des hohen Adels. Einige Menschenalter später spülte dann in der That die große Sündfluth den hohen Adel hinweg, ehe der Titel Seigneur Zeit gehabt hatte, sich so zu encanailliren wie das „Monsieur". Sonst hätte es geschehen können, daß die Franzosen alle sich Monseigneur nennten, wie Italiener und Spanier wirklich thun und wie wir alle „Herren" geworden sind. So ist Monsieur allein stehen geblieben, und nur vereinzelt, Prinzen und Kirchenfürsten gegenüber, wagt das feudale Prädicat sich noch hervor. Monsieur ist zwar auch feudaler Abkunft, aber es hatte, als die Sündfluth kam, schon so bereits bürgerliches Terrain gewonnen, daß es sich gegen die demokratischen Puristen behaupten konnte. Aber merkwürdig ist es doch, daß diese Puristen einige Jahre lang sich schmeicheln durften, gegen die französische Höflichkeit und den französischen bon sens ihr geschmackvolles citoyen durchzusetzen. Der Gleichheitsfanatismus schien mächtiger als die höfliche Gewöhnung, und in seiner Blindheit begriff er nicht, daß gerade die Allgemeinheit des Titels Monsieur ein Triumph der Gleichheit sei. „Wenn ich Ihr Herr bin, mein Herr, und Sie mein Herr sind, wo bleibt da die Ungleichheit?" sagte Beaumarchais.

Im Wesentlichen sind alle Völker Europa's denselben Gang gewandelt, aber keins ist so beflissen gewesen, wie das deutsche, für die Entwerthung des Herrentitels der Eitelkeit der Vornehmen und der Niederen immer neuen Ersatz zu schaffen durch immer neue, schwerfällige und bombastische Prädicate. Die übrigen Nationen übergehe ich mit Schweigen, nur von einer, weil sie am strengsten die alten Unterscheidungen festgehalten hat, will ich einige Worte sagen, von den Engländern. Ihnen ist wie im Mittelalter noch heute nur der Mann des hohen Adels und der Prälat der Landeskirche ein „Herr" (Lord). Auch den obersten Richtern und den Bürgermeistern von zwei oder drei bevorzugten Städten gönnen sie diesen Titel. Jeder Andere ist „Meister" (Mister) geblieben, wenn er nicht als Inhaber der Ritterwürde auf das Prädicat Sir (das normannische Aequivalent für das angelsächsische Lord) Anspruch hat. Aber auch in diesem conservativen Lande macht sich jenes nivellirende Gesetz, von dem ich sprach, geltend. Den Lordstitel hat es nicht angetastet, aber schon seit Jahrhunderten „Sir" angeredet wie ein Ritter. Jede Mehrheit von Männern nennt man in der Ansprache „Gentlemen", ob sie zur Gentry gehören oder nicht. Alle Damen sind ohne Unterschied „Ladies"; nur in der Anrede an die Einzelne sinkt diese, wenn sie nicht zu den Privilegirten gehört, zur „Madam", in der dritten Person zur „Mistress" herab. Auf Briefadressen schreibt man statt „Mister" ziemlich allgemein „Esquire", d. h. Schildknappe, ohne im entferntesten an die Bedeutung des Worts als einer feudalen Rangbezeichnung zu denken.

Selbst königlichen Prädicaten ist es nicht anders ergangen. In den spätesten Zeiten des weströmischen Reiches fing man an, den Kaiser anstatt mit Du mit tua clementia anzureden, auch ab und zu mit tua majestas. Während des Mittelalters verblieb die „Majestät" ausschließlich den römischen Kaisern; andere Monarchen mußten sich mit der „Gnade" begnügen. Die Könige hießen auch wohl „Hoheit" und die großen unter ihnen, Spanien, Frankreich, England wurden seit dem sechzehnten Jahrhundert am eigenen Hofe „Majestät" genannt. Bei Shakespeare werden sie abwechselnd grace, highness, majesty titulirt. Der Kaiser sträubte sich lange, den größeren Monarchen die Majestät zu geben; schließlich mußte er sich darein finden und sich damit trösten, daß er die einzige „kaiserliche Majestät" sei. Der Herzog von Saint-Simon fand es unverschämt und lächerlich, daß der König von Dänemark es versucht hatte, in irgend ein Vertagsinstrument sich als Majestät einzuschmuggeln, und er tadelt die Versailler Kanzlei, daß sie aus Gutmüthigkeit ihm zu „Altesse" noch „serenissime" gegönnt habe. Mit welchen Gefühlen würde er unsere vorkommenen Zustände betrachten! Altesse heißen heute die kleinen „landsässigen" Fürsten die nicht einmal in Paris sind, und „Ew. Gnaden" ist in Wien und in Madrid Jeder, der einen anständigen Rock trägt. Nur in England ist „Ew. Gnaden (your grace) eine Auszeichnung geblieben, freilich nicht der Könige, aber doch der beiden Erzbischöfe und der Herzöge. Der lateinische Süden hat die Excellenzen und Signorien aufgebracht und streut sie mit vollen Händen auf Alles nieder, was Symptome von Zahlungsfähigkeit zeigt.

Deutschland hat die Excellenz und die Magnificenz importirt, aber daneben einen förmlichen Wuchergarten heimischer Gewächse angelegt, Hoheit, Durchlaucht und Erlaucht, Hoch-, Hochwohl-, Hochedel-, Edel- und Wohlgeboren, Hoch- und Wohlweisheit, Hochwürden, Ehrwürden und Hochehrwürden, eine sinnverwirrende Fülle von Geschmacklosigkeiten, deren Perle mir „Ew. Liebden" zu sein scheint. Daß auch diese Titulaturen immer tiefer herabsteigen, ist bekannt: Hochwohlgeboren ist bereits ein leeres Anhängsel geworden, Wohlgeboren beinahe eine Insulte, wie das geistliche „Ehren", das man früher den Landpastoren gab.

Neben solchen Verschnörkelungen kann es nicht mehr Wunder nehmen, daß Ehrerbietung und Höflichkeit selbst die Grammatik verschraubt und verdrechselt, Singularis in Pluralis, zweite Person in dritte Person verunstaltet hat. Die Sitte, Ihr statt Du zu sagen, ist nach Jakob Grimm zuerst im neunten Jahrhundert nachweisbar, aber er citirt selbst eine Quelle aus dem fünften, in der es (ganz ungeschichtlich natürlich) heißt, man habe Julius Cäsar geihrzt, „um ihn zu ehren". Auf das Ehren war es jedenfalls abgesehen: der Angeredete sollte für mehr gelten als für eine Person. Der Brauch verbreitete sich über ganz Westeuropa, aber schon im späteren Mittelalter war das Ihrzen einfache Höflichkeit; das Du galt nur gegen Geringere und im vertraulichen Verkehr; sonst empfand man es als Kränkung. Kaiser Friedrich der Erste wurde noch vom Papste geduzt, was er seinerseits nur im Zorne zu erwiedern wagte. Heute ist das „Ihr" tief von seiner Höhe gesunken. In England hat es das Duzen so vollständig verdrängt, daß man selbst Säuglinge, ja Pferde und Hunde mit you anredet. Es ist nicht Höflichkeitsform mehr; aber wenigstens haben die Engländer es dabei bewenden lassen, ohne, wie andere devotere Nationen, statt der erloschenen eine neue zu entwickeln, von der zweiten auf die dritte Person überzuspringen. Weit früher hat der sklavische Orient denselben Sprung von der ersten Person auf die dritte vollführt: „Siehe, dein Knecht hat Gnade gefunden vor deinen Augen und du hast ihm geholfen", — was den Eindruck macht, als werde es mit ehrfürchtig abgekehrtem Antlitz gesprochen, als getraue der Redende sich nicht zu dem Mächtigen wie ein Ich zum Du zu sprechen. Gewiß von einem ähnlichen Gefühle geleitet, sagte der Abendländer, anstatt „dein Knecht bittet dich", „ich bitte den Herrn, mir seine Befehle kundzugeben". Solche Art zu reden galt für feiner als das Ihrzen, und drang im sechzehnten Jahrhundert aus Italien und Frankreich in Deutschland ein. Aber in Deutschland vertiefte man den Bückling noch erheblich. Die Ehrfurcht heischte, daß der Herr ein Pluralis sei, und man sagte deshalb: „wie der Herr befehlen", „wünschen der Herr zu speisen". Das Pronomen machte dann den tieferen Bückling mit, und aus „er" wurde „sie" das zu mehrerer Feierlichkeit mit großem Anfangsbuchstaben geschrieben werden mußte. Dies schreckliche, naturwidrige, schleppende „Sie" sind wir nicht wiederlos geworden; es herrscht im Gegentheil jetzt nahezu allgemein, und nur der vertrauliche Umgang bleibt ihm unzugänglich. Im vorigen Jahrhundert kämpfen noch Ihr, Er und Sie den Kampf um das Dasein, mit zunehmendem Ueberwiegen des schlechtesten Pronomens. König Friedrich Wilhelm I. von Preußen nannte brieflich seinen Kronprinzen ihr, andere Leute er; der Prinz gab ihm Sie zurück. Die Meinung, es sei dem alten Fritz eigenthümlich und eine Art Grobheit gewesen, Minister und Generale er zu nennen ist irrig; der Brauch war allgemein bis ans Ende des Jahrhunderts und hatte im Munde eines Königs nichts Kränkendes, so wenig es heute verletzt, wenn der Fürst dem Unterthanen gegenüber „Herr" fallen läßt. In Lessing's, Goethe's und Schillers Dramen wechseln Er, Ihr und Sie in einer (beiläufig gesagt für die Nuancirung des Dialogs sehr wirksamen) Weise, welche zeigt, daß der Gebrauch noch in der Entwicklung sich befand. Schiller selbst ward von seinem Vater er angeredet, ohne allen verächtlichen Nebensinn. Aber natürlich, je mehr das Sie sich einnistete, um so mehr verlor das Er im Course, um so mehr klang es geringschätzig, und das Selbstgefühl des gebildeten Mannes begann alsbald sich gegen differenzielle Behandlung in diesem Punkte zu sträuben. Vom Schwiegervater ließ man sich das Er allenfalls noch gefallen, wie Vossens „Luise" lehrt; aber Gellert's bekannter Leberreim beweist, daß die gute Gesellschaft anfing gegen die dritte Person Singularis zu reagiren. Die Sprechweise in „Kabale und Liebe" würde heute unmöglich sein. Der Präsident nennt den Secretär, Ferdinand den Vater seiner Geliebten, diese ihren Vater; Lady spricht der Präsident zu Luisen. Nur in der Bauernsprache behielt die Anrede in der dritten Person Singularis ihren höflichen Sinn; im Uebrigen beschränkte sie sich auf den Verkehr mit dem gemeinen Mann, Dienstboten und Soldaten, neben dem „vertraulichen Du". Seit 1848 verschwand das Er auch aus dieser seiner letzten Domäne; im Revolutionsjahre forderte der gemeine Mann das Sie mit solchem Nachdruck, daß selbst die Unterofficiere sich fügen mußten, und die Sitte hat hernach diese Errungenschaft besiegelt, zum Glück aber den Sprachgebrauch der Familie und der Kameradschaft nicht, wie in England, angetastet. Im Gegentheil, aus diesem Gebiete, von dem sie vordem bereitg einige Provinzen an sich gerissen hatte, ist sie wieder ausgewiesen worden. Vor hundert Jahren nannten Kinder ihre Eltern, Brautleute und selbst Gatten einander Sie, Väter ihre Söhne Er. Das wenigstens hat die Revolution, die mit Rousseau begann, wieder wieder weggespült. Ich habe noch als Kind gehört, mit Verwunderung, als etwas sehr Drolliges, wie mein Vater zu seiner alten Mutter sagte: „Wie befinden Sie sich?"

Mir scheint, daß von den westeuropäischen Völkern die Franzosen am besten gefahren sind. Sie haben von natürlichen Grazie der Sprache am wenigsten der Höflichkeit geopfert. Allerdings stehen sie den Engländern darin nach, daß sie die Anrede in dritter Person, die in England nur ganz vereinzelt in Wendungen wie your lordship erscheint, nicht so gründlich ausgemerzt haben. Indeß einmal beschränkt sich in Frankreich diese Anrede — „Monsieur est servi" — auf besonders ceremoniösen Umgang, während vous das herrschende Pronomen geblieben ist, und zweitens haben die Franzosen sich das unschätzbare Du, das in England nur noch bei den Quäkern als Rarität conservirt wird, nicht nur erhalten sondern auch, wie wir, seine Grenzen weitergerückt. Besondere Devotionsfürwörter, wie wir sie haben, Hochdieselben, Allerhöchst ihre, Dero u. s. w. hat selbst der Versailler Hof nicht gezeitigt.

Aus der guten, alten Zeit.

Die Chroniken haben uns die Beschreibung von fürstlichen Hochzeiten früherer Zeit aufbewahrt, die mit einem Aufwand begangen wurden, der jetzt unglaublich erscheint. Eines der glänzendsten Hochzeitsfeste des fünfzehnten Jahrhunderts hielt Herzog Georg von Landshut in Schlesien mit der Prinzessin Hedwig von Posen. Das Fest, welches volle 8 Tage dauerte, kostete 77,766 Dukaten; als Gäste waren erschienen Kaiser Friedrich und sein Sohn Maximilian, 16 Fürsten mit ihren Gemahlinnen, 40 Reichsgrafen, 5 Erzbischöfe und eine Anzahl gewöhnlicher Ritter. Verbraucht wurden 300 ungarische Ochsen, 62,000 Hühner, 5000 Gänse, 75,000 Krebse, 74 Wildschweine, 162 Hirsche, 1370 Fässer gewöhnlicher Wein und 70 Fässer italienischer Wein. Täglich mußten 9360 Pferde gefüttert werden, welche 17,720 Scheffel Hafer verzehrten. Bei der im Jahre 1602 vollzogenen Vermählung des Kurfürsten Christian II. von Sachsen wurden durch 8 Tage 184 Tische bloß für die gewöhnliche Dienerschaft gedeckt. — Als Beweis, daß aber nicht bloß Fürsten einen Luxus dieser Art trieben, möge folgendes Beispiel hier angeführt werden. Im Jahre 1403 verheirathete ein Augsburger Bäcker, Veit Gundlinger, seine einzige Tochter an einen Zinkenbläser, Namens Bauch, der aber, weil solche Musiker bei weitem nicht den Rang eines Bürgers hatten, seinen musikalischen Erwerb aufgeben und Bürger werden mußte, um von dem Gelde seiner Frau zu leben und nebenbei einen Weinhandel zu treiben. Die Ehe erschien überhaupt in den Augen der Augsburger Bürger als eine Mesalliance, die Affenliebe des Vaters gab hierzu nur aus dem Grunde die Einwilligung, weil die Tochter nun einmal von dem Zinkenbläser nicht ablassen wollte. Das Brautkleid bestand aus lauter einzelnen, zusammengesetzten Stücken Stoff und blauem Seidenzeug. Alle Nähte waren mit goldenen Spangen besetzt, um den Saum „des Röckleins" ging eine breite Goldspange und der Unterrock war mit köstlicher Arbeit gar fein genäht. Um die Taille trug die Braut ebenfalls eine Goldspange und die Armbänder waren mit „edlem Gestein" besetzt. Die Strümpfe hatte sie mit „güldenen Fädlein" gebunden und die Schuhe reich mit Silber beblecht. Kurz, die Braut war so reichlich geputzt und mit hochzeitlichem Schmuck geziert, daß die Leute auf der Gasse sie in das Gesicht lobten und an dem „köstlichen Bräutlein sich nicht satt sehen konnten." Der Zinkenbläser Bauch hatte, wie der Chronist meldet, ein grünes Röcklein an, große Schnäbel an den Schuhen und eine breite Goldspange um seinen Hut. Nach der Trauung, welche Mittags um 12 Uhr stattfand, wurde an 60 Tischen gespeist, und an jedem „Tischlein saßen 12 Männlein und Frauen", daher 720 Hochzeitsgäste. Von diesen waren aus der Verwandtschaft des Bäckers 213, des Zinkenbläsers 157; der Bäckerknechte, die man „weidlich" bewirthete, waren 170; die Uebrigen waren „Rathsherren und vornehme Herren und Frauen". Das Gelage dauerte volle acht Tage. Man aß und trank, schwärmte und tanzte so, daß am siebenten Tage schon Viele wie todt hinfielen und nur durch den Spektakel der Uebrigen wieder in's Leben gebracht wurden. Auch die Minne wurde bei dieser Gelegenheit nicht vergessen und die Rathsherren „kosten gar lieblich mit den Frauen und Töchtern der Bürger". Der Brautvater Gundlinger hatte zu diesem Gelage in's Haus geschafft „20 Ochslein, 49 Zicklein, 500 Stück verschiedenes Federvieh, 30 Hirsche, 15 Auerhähne